

Karl Lippegaus, Buchautor und Rundfunkmoderator, gehört zu den erfahrensten Kennern der deutschen und internationalen Jazzszene. In seiner neuen FONO FORUM-Kolumne schildert er allmonatlich Bemerkenswertes aus der Welt des modernen Jazz.



Kein Geringerer als Einstein fragte sich einmal, warum Flüsse nicht einfach den kürzesten Weg nehmen, sondern in Schlangenlinien mäandern. Dass unser Leben alles andere als ein langsamer ruhiger Fluss ist, wissen wir nur zu gut. Der musikalische Werdegang des amerikanischen Saxophonisten Charles Lloyd jedoch hat einen so seltsamen Verlauf genommen, dass für ihn die Mäanderbildung, der Einstein in einem Aufsatz nachspürte, geradezu typisch ist. Mal ganz zu schweigen von den Phasen, in denen der kreative Fluss ganz zu versiegen drohte, jedenfalls von außen betrachtet.

Mit 30 Jahren gehörte Charles Lloyd 1966 durch sein Album „Forest Flower“ (mit dem ganz jungen Keith Jarrett am Klavier) zu den populärsten Jazzmusikern der USA. Wenig später zog er sich für fast zwanzig Jahre fast völlig von der Szene zurück, um dann nach seinem Comeback – vor allem zwischen 1989 und 2012 – durch eine Serie, die als solche nie geplant war, mit vierzehn Alben in die Topliga aufzusteigen. Es mag abgegriffen klingen, aber Charles Lloyd war und ist ein musikalischer Grenzüberschreiter par excellence. Man braucht nur sein grandioses Album „Sangam“ zu hören, das Tondokument seiner ersten Begegnung mit dem Drummer Eric Harland und dem Tablaspieler Zakir Hussain. Seit ein paar Jahren wird Lloyd mit großen Preisen geradezu überhäuft, zuletzt erhielt er den National Endowment of the Arts Jazz Award, die höchste kulturelle Auszeichnung, die die amerikanische Regierung zu vergeben hat. Ein ausgewiesener Kenner von Lloyds mäanderndem Œuvre, der Journalist Josef Woodard aus Santa Barbara/Kalifornien, hat nun („aus über 25 Jahren Gesprächen mit Lloyd“) eine „nicht autorisierte“ Biographie veröffentlicht, „Charles Lloyd – A Wild, Blatant Truth“. Darin rekapituliert Woodard erstmal in treffenden Sätzen, wie der

ursprünglich aus Memphis stammende Saxophonist sich auf den Zeitgeist einer Ära einstimmt, so wie man früher einen Radiosender anpeilte. Und das zu einer Zeit, als die Barrieren in der Musik (vor allem zwischen Jazz und Rock) fielen und sich der Publikumsgeschmack radikal veränderte.

Der Reiz dieses Buches, das chronologisch den Schallplatten Lloyds von 1964 bis heute folgt, liegt in der klugen Collagierung der vielen Interviews; problematisch daran ist, dass oft die direkte und nicht redigierte Wiedergabe der gesprochenen Sprache den Lesefluss und die Verständlichkeit vieler Aussagen behindert. In seiner Musik lässt Lloyd seinem Assoziationsfluss gerne freien Lauf und erzeugt einen wunderbaren Sound, der mit dem Alter immer noch faszinierender gerät. Wenn er aber erzählt, bewegt sich sein Denken oft ellipsenförmig und in ständigen Schleifen, es häufen sich Wiederholungen und oft merkwürdige Vergleiche, artikuliert in einem kalifornischen Späthippie- bzw. Hipster-Jargon, denen man anmerkt, wie oft er all die Anekdoten schon zum Besten gegeben hat. Viele, aber nicht alle Jazzmusiker sind fesselnde oder humorvoll swingende Erzähler. Als ich Charles Lloyd im letzten Jahr bei zwei langen Gesprächen in Straßburg und Lausanne gegenüber saß, dachte er anfangs laut darüber nach, überhaupt keine Interviews mehr zu geben. Tja, vielleicht wäre es wirklich ratsamer gewesen, die Musik ganz für sich sprechen zu lassen und Josef Woodard das Erzählen zu überlassen.

Geboren wurde Lloyd am 15. März 1938 in Memphis, und er sagt, in seinen Adern fließe afrikanisches, indianisches, mongolisches und irisches Blut. Charles kam als uneheliches Kind eines Football-Trainers zur Welt, und offenbar wurde er von seiner Mutter wenig geliebt. Er wuchs als Loner auf, sagt Charles, ein einsames Kind, das – übrigens ähnlich wie Patrick Modiano – ständig anderen Leuten in Obhut

„I've always been a music maker. I was born into the world not knowing what to do, and yet I break out into a song.“
 Memphis, Manhattan,
 Malibu, Montecito ...
 Die Jazz-Odyssee des
 Charles Lloyd.

Sound of the ocean

gegeben und dadurch fürs ganze Leben gezeichnet wurde. Die Mutter heiratete schließlich einen Apotheker, Charles Lloyd Sr., und starb mit nur 54 Jahren. Die Musik und speziell das Saxophon wurden wie bei Coltrane der Halt, an den sich der Junge klammerte, der schon früh in R'n'B-Bands spielte und in dem großen Jazzpianisten Phineas Newborn einen Mentor fand. Immer wieder ist vor allem von seinem Jugendfreund Booker Little die Rede, dem brillanten Trompeter, der mit nur 23 Jahren starb. Öfters erwähnt wird auch ein anderer hochtalentierter Weggefährte, der Bassist Scott LaFaro, der im selben Jahr (1961) 25-jährig tödlich verunglückte. Etwas Stabilität hatte Charles nur bei Besuchen auf der Farm seiner Großeltern erfahren, danach begann für ihn eine Odyssee, die ihn von Memphis über Los Angeles nach New York („unser Mekka“) führte.

Sogar auf der Jazzszene in den 50er-Jahren waren Charles Lloyd und seine Clique aus Freunden, zu denen auch Ornette Coleman und Eric Dolphy gehörten, echte Outsider. Es gab zwar viele Spielstätten, aber nur lächerlich geringe Gagen. Charles studierte in L.A. bei einem Schüler Bartóks und schwärmte für Ives und Strawinsky, doch viel mehr reizten ihn die Jazzclubs. „Ich bin immer noch trunken von dem, was sie mir gaben.“ Damit meint er seine Meister Buddy Collette, Gerald Wilson, Lester Young, Mingus oder Monk, Ornette oder Billy Higgins, dessen Drummer. „Riesen wandelten auf dieser Erde, und ich bewege mich auf ihren Schultern“ ist eines seiner gerne benutzten Bilder. Aber auch Ravi Shankar weckte sein Interesse, wie er sagt „world-music, bevor es dieses Etikett gab.“ Am Pazifik war der Blick mehr auf Asien als auf Europa gerichtet, doch der Westcoast Jazz interessierte Lloyd weniger. Mit dem ungarischen Gitarristen Gábor Szabó verfeinerte er Chico Hamiltons kammermusikalischen Jazz in New York und wurde nach einem kurzen Gig bei Cannonball Adderley selbst Bandleader. Die Liste seiner Mitspieler liest sich wie ein Who's who der damals aufstrebenden talentiertesten Leute. Dann kristallisierte sich daraus das berühmte Quartett um Lloyd, Keith Jarrett am Klavier, den Bassisten Cecil



Foto: Dorothy Darr/ECM Records

Charles Lloyd sorgte mit seinem Quartett (Keith Jarrett, Cecil McBee und Jack DeJohnette) 1966 für Furore, verschwand dann jahrelang von der Bildfläche und feierte bei ECM ein durchaus monumentales Comeback.

McBee und den Drummer Jack DeJohnette heraus. Ohne zu wissen, dass das Konzert mitgeschnitten wurde, gelang ihnen nach dem Studioalbum „Dream Weaver“ mit dem achtzehnminütigen Titelstück des späteren Albums „Forest Flower“ live in Monterey ein großer Wurf, auch wenn ihm Jarrett damals

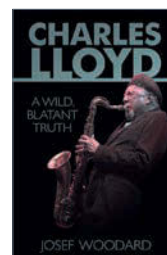
Im Rocktempel Fillmore West in San Francisco hatten sie noch vor Miles Davis gespielt.

oft die Show stahl, wie starke Live-Alben aus der Sowjetunion und aus Oslo bezeugen.

„See, I'm working on the sound. It's all wind. I study the ocean, the sound and how the wind comes off it.“

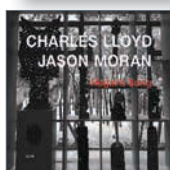
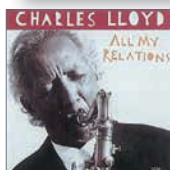
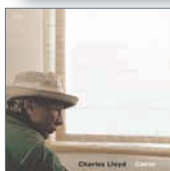
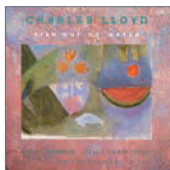
Wer „Big Sur“ von Jack Kerouac und das wunderbare Buch kennt, das Henry Miller über jene wilde Gegend am Pazifik geschrieben hat, wird sofort ahnen, was Charles Lloyd mit solchen Sätzen meint. Als ihm der Rummel um seine Person, die Verwirrung, die der plötzliche Erfolg und seine Folgen mit sich brachten, too much wurden, verschwand er – zuerst nach Malibu, dann weiter nördlich nach Big Sur. Er dachte, er würde die fünfzig nicht erleben, Jazz sei eine Musik für junge Leute, „live fast, die young, leave a

Buchtipp



Josef Woodard, Charles Lloyd – A Wild, Blatant Truth (Silman-James Press, 230 S., Abb., \$18.95)

CD-Empfehlungen



Mit „Forest Flower“ öffnet sich Ende der 60er die Tore der Rocktempel für Charles Lloyd. Das umfangreichste Werk spielte er ab 1989 in wechselnden Besetzungen für ECM ein. Nach insgesamt 14 größtenteils bemerkenswerten Produktionen kam in diesem Jahr mit „Wild Man Dance“ der überraschende Wechsel zu Blue Note. Karl Lippegasus lauschte den teilweise kryptischen Sätzen des großen Jazzers.

beautiful corpse.“ Charles steuerte einen roten Ferrari und flippte eine Zeit lang mit den Beach Boys herum, deren „Pet Sounds“ heute noch Teil seines Repertoires sind. Warum sein grandioses Quartett mit Keith Jarrett auseinanderbrach, wird (ebenso wie übrigens auch der unverständliche Wechsel von ECM zu Blue Note im letzten Jahr) nur kurz angedeutet. Lloyds Burnout war sicherlich nicht der einzige Grund, es ging auch um zu geringe Gagen für seine Mitspieler, die einen Riesenanteil an der Musik hatten. Keith Jarrett kommt in dem Film „Arrows Into Infinity“, den Lloyds Partnerin und Managerin Dorothy Darr drehte, gar nicht zu Wort, Manfred Eicher nur kurz, dafür gibt's reichlich Statements von Blue Note-Boss Don Was.

Im Rocktempel Fillmore West in San Francisco hatten sie noch vor Miles Davis und anderen Jazzern gespielt. Carlos Santana stand vor der Bühne und rief, „Free the people, Charles, free the people.“ Am 15.11.1968 nahm er in der Town Hall in New York das letzte Album „Soundtrack“ vor dem großen Verschwinden nach Big Sur auf. Transzendente Meditation, Milarepa, Buddha, Ramakrishna, Bhagavad Gita, Rilke, Meister Eckhart, Maharishi ... Fehlt nur noch Hermann Hesse auf diesem Bücherregal. Merkwürdig, dass Charles Lloyd so viele weise Schriften gelesen hat und trotzdem so häufig und am liebsten die erste Person Singular benutzt. Er trinke O-Saft aus Früchten, die nicht länger als sechs Stunden zuvor vom Baum gepflückt sind, wird uns verraten. Who cares? Charles betritt einen

Buchladen in Santa Barbara und fragt: „Have you got anything with sweetness about the spiritual life?“ Was musikalisch so schön funktioniert, wird beim Lesen oft zur Quälerei. A foggy life. Es duftet nach Räucherstäbchen und edlen Hölzern, stolz zeigt er auf die Obstbäume draußen und den „killer view“ auf den Pazifik. Dann aber auch wieder schöne Sätze wie dieser: „I always tried to get this orchestra together that can swim upstream and play on all shores.“

Der Spätzünder Charles Lloyd („I am a late bloomer“) wird schließlich durch die Zufallsbekanntschaft mit dem Pianisten Michel Petrucciani aus der Reserve bzw. dem Exil gelockt und tritt wieder öffentlich auf, zunächst nur zögernd, dann vehement seinen neuen Platz im Jazz erobernd, vor allem durch das fabelhafte Quartett mit Bobo Stenson, Palle Danielsson und Jon Christensen, etwas später mit Stenson, Anders Jormin und Billy Hart. Ab dem Album „Fish Out Of Water“ (1989) entstehen vierzehn Alben für ECM, die den heute wichtigsten Teil seiner Diskographie bilden, den „Heiligen Gral“, um eine seiner Lieblingsmetaphern zu benutzen. Dem Produzenten Manfred Eicher hat Lloyd in der Tat viel zu verdanken, aber das beruht auch auf Gegenseitigkeit, und er spendet ihm großes Lob: „The cat that can hear around the corner“. Erstmals hat er seinen inneren Klang und den seiner Band so auf Platten dokumentiert bekommen, wie er sich das nicht mal erträumt hatte. Als ihm das zum ersten Mal klar wird, kommen ihm im Regieraum des Rainbow Studios in Oslo die Tränen.

„I never felt comfortable. And then I'm a loner, so I had to be alone, because I had to do stuff myself, in a way, because I didn't have the nest.“

Das Nest hat er sich geschaffen, ganz spät, aber egal. Charles Lloyd ist angekommen, in der Musik und durch sie und mit ihr. „I always wanted to be a singer, although I'm on saxophone.“ Nie, sagt mir der alte Mann in Straßburg, habe er das Erlebnis vergessen, wie er einst als Kind in Memphis unter der Bettdecke heimlich im Radio Billie Holiday hörte. Und sich wünschte, sie zu heiraten, „einfach um sie zu retten, doch da war es bereits zu spät.“ ■

